

Die Bank - Eine Wertvorstellung

Thomas Huber, 1992

Das schönste Bauwerk in einer jeden Stadt ist heute die Bank. Groß und prächtig steht sie im betriebsamen Zentrum jeder Metropole. Der erarbeitete Reichtum einer Gesellschaft wird heute kaum mehr zum Bau von Kirchen oder Residenzen aufgebracht. Die feudalen oder sakralen Bauten sind nicht länger mehr die Schatzkammern einer Gesellschaft. Heute ist es die Bank, die in ihrem Äußeren wie in ihrem Inneren den edelsten Ausdruck menschlichen Schöpfungs- und Leistungsvermögens zeigt. An den Bau der Bank verschenken die Bürger ihren mühevoll erworbenen Reichtum, um in der Schönheit des damit Erbauten ein gültiges Bild ihrer Werte zu erkennen. Mit dem hier aufgebauten Modell möchte ich Ihnen diesen neuen Gebäudetyp vorstellen. Bis auf ortsbedingte Abweichungen, von der hier gezeigten Idealform, stehen gleiche Häuser heute im Zentrum fast jeder größeren Metropole.

Die Bank ist nicht nur das größte und höchste Bauwerk in einer Stadt. Beste und ausgesuchteste Materialien stellen es in seiner auffallenden und stilbildenden Bauweise vor alle anderen Gebäude. Es ist kein reiner Zweckbau. Die Architektur dient nicht allein der Schaffung von Schutz und Raum. Es fällt auf, dass die hochaufragenden Wände - als Geviert einen Raum bildend - sich an ihren Ecken nicht berühren. Bei windigem Wetter herrscht in dieser Bank starker Durchzug. Es fehlt der Bank auch das Dach. Das Gebäude öffnet sich dem Himmel und nimmt ihn in sich hinein. Der Himmel und seine Wolken sind in der Bank, und bei Regen wird man darin nass. Dieses Gebäude ist nicht gegen die Unbill des Wetters gebaut. Seine Mauern erinnern an Kulissen. Die Mauern der Bank sind hochaufgerichtete Bilder. Dieser Bau ist aus einem Kanon von Bildern zusammengefügt. Diese Bank klingt als Bild. Sie genügt sich in ihrer Fassade. Vielfältig stellt sie sich in je anderen Bildern dar, zeigt sich von jeder Seite mit einem anderen und doch das Ganze meinenden Gesicht.

Zur einen Seite stellt sich die Bank in einer Arkade vor, als wäre sie ein Haus für den Himmel. In der Bank scheinen die Lüfte zu wohnen. Die Wolken, in vielgestaltig sich abwechselnden Formen, treiben leise und schnell durch das Haus. Durch die Arkaden der Bank schauend, sieht man am Morgen den Aufgang der Sonne, sieht die Helle am Mittag und die Glut der untergehenden Sonne am Abend. Die Bank rahmt in der durchbrochenen Fassade das Bild ihrer eigenen Bestimmung ein. Wie am Himmel gesehen, verwahrt sie die jeden Tag aufs neue angemahnte Umwandlung und Verwandlung.

Auf der Portalseite zeigt sich die Bank in der schlicht gemauerten Westfront einer kleinen Kirche. Es scheint, als wäre diese Fassade Teil eines früheren Bauwerks, das an derselben Stelle stand wie heute diese Bank. Man kann sich vorstellen, dass dieses Portal als einziger Rest eines Gebäudes - nach einem Brand oder einer mutwilligen Zerstörung - stehen blieb, oder aus Respekt vor der ehemaligen Bestimmung erhalten und in das diesen Ort jetzt behauptende Gebäude integriert wurde. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Vorstellungen, welche vermittelnde, von allen getragene Kraft die Belange einer Gesellschaft verwahrt und pflegt.

Es kam der geschichtliche Zeitpunkt, wo es sinnfällig wurde, die zum größten Teil leerstehenden Kirchen wieder dem Anspruch nach Transzendenz, der Vermittlung und feierlichen Veranschaulichung für die für alle verbindlichen Werte zu öffnen. Diese Neubesetzung des Ortes, den die Sakralbauten in den Städten innehielten, bedingte allein schon ihre zentralste Lage. Der Raum in den Innenstädten war eng geworden. Hier aber hatten sich Institutionen ausgebreitet, die in den Ritualen des Geldverkehrs für sich in Anspruch nehmen konnten, jene Bilder, die bisher die Kirche pflegte und zelebrierte, weitaus authentischer und für breite Bevölkerungsschichten verbindlicher verwahren zu können. In den Außenbezirken der Städte und in den Dörfern waren Kirchen schon zu Wohnungen und Büros umgewandelt worden. Man hatte sie in Altenbegegnungsstätten oder Ausstellungsräume verwandelt, oder einfach abgerissen und anderen Zwecken dienende Gebäude an gleicher Stelle errichtet. Schließlich hatten auch die Kirchen einst den Platz der heidnischen Kultstätten für sich beansprucht und übernommen.

Jetzt war wieder eine Zeit gekommen, den Ort für die vermittelnden Zentren einer Gemeinschaft mit einem neuen Anspruch zu besetzen. Ohne Erfolg berief sich der Widerstand gegen eine solche Veränderung auf den vor 2000 Jahren bezugten Ausspruch: »Mein Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.« Insbesondere die Forderung des Protestantismus nach dem fleißigen, sparsamen und umsichtig Handel treibenden, als dem guten Christenmenschen, hat zu dieser veränderten Welt selbst beigetragen. Hier wird eine Geschichte erzählt. Ist sie schon

geschehen oder steht sie noch bevor? Dieses Gebäude resümiert diese Geschichte als Drama auf einer großen schwarzen Bühne. Zu dieser Bühne führen Stufen hinauf. Oben angelangt, erkennt der Hinaufgestiegene die Plattform als überdimensionierten Herd. Vier große Herdplatten sind darin eingelassen. Unter den Rosten leuchtet die Glut. Jenes, das da unten feuert, ist der Tresor der Bank. Der Tresor brennt.

Die Bank ist eine Feuerstelle. Die Bank ist ein Herd. Sie ist der Opferstein mitten in der Stadt. Tragen wir nicht unser Wertvollstes dahin, um diesen Wert in der Gebärde des Weggebens, durch das Opfer, immer wieder aufs neue mit Sinn zu erfüllen? Vertrauen wir unser Geld nicht den Ritualen der Bank an, im Vertrauen, das Hergegebene nach ausgehandelter Zeit um ein Mehrfaches zurückzubekommen? Auch in ihrer Fassade zeigt sich die Bank als Herd. Diesem Bild entsprechend, hat die Fassade drei Öffnungen: In der Mitte lodert das Feuer im Ofen. Darüber sammelt sich die Hitze. In das darunterliegende Fach fällt die Asche. Die Bank ist der Ofen einer Stadt. Sie versammelt die Zerstreuten um die Wärme ihrer Glut. Die brennende Bank ist die schönste Bank. Glutrot leuchtet sie, und zauberschöne Rauchsäulen steigen aus ihrem Inneren durch das offene Dach zum Himmel. Im Rauch und seinen unzähligen, sich stets verändernden Formgebilden, die er in den Himmel baut, erkennt man die würdigste Architektur der Bank. Die Rauchfahnen kleiden zuweilen die Sonne in seidene Schleier und verbinden sich mit den vorüberziehenden Wolken. Eine stete Rauchsäule über den Dächern der Stadt zeigt deren Bewohnern den Ort ihrer Mitte. Der Rauch ist den Menschen der Stadt zum Inbild ihrer nie versiegenden Arbeitskraft geworden.

Ihre bisher allein im Geld verbürgte Leistungsfähigkeit und die Möglichkeiten, die das Geld eröffnet und verspricht, sind im Schauspiel des Rauches wie eingelöst. Je nachdem welche Währung brennt, schimmert der Rauch schwarz oder weiß. Es gibt Tage, da ist er goldgelb, und manchmal ist der Rauch sogar rot. Wer hätte je geglaubt, dass wir unseren Reichtum daran erkennen können, so wie jetzt, wo wir ihn an das Spiel von zarten Rauchsleiern verschenken. Die Bank präsentiert sich von einer vorderen und von einer hinteren Seite. Sie entspricht damit der herkömmlichen Konstruktionsweise eines Ofens. Nach vorne hin, zu ihrer Schauseite, ist die Bank die gut gewärmte und schmucke Stube. Nach hinten dagegen erstrecken sich die Wirtschaftsräume. Von hier aus wird auch geheizt, es wird gefeuert und die beim Verbrennungsvorgang anfallende Asche dann von dort aus entsorgt.

Als Herdfeuer findet die Bank ein anschauliches Bild ihrer vermittelnden Aufgabe in der großen Versammlung einer Stadt. Sie ist der Mittelpunkt des betriebsamen Verhandels und Austauschs dieser Gemeinschaft. Hier, an diesem Ort, fließen die Interessen aller zusammen. Das Maß für dieses Interesse ist das Geld. Es ist das verbindlichste Medium unseres alltäglichen Lebens geworden. Es ist heute das Mittel, mit dem wir unser Zusammensein organisieren. Es ist die von allen auf Antrieb verstandene Sprache. Das Geld ist der Inbegriff hochgradigen Konsenses in unserer Gemeinschaft. Unsere Wertvorstellung ist schier identisch mit dem Geld. In der Bank wird dieser Wert verwahrt und verbürgt. Hier wird eines jeden einzelne Leistung in einen verhandelbaren und kommunizierbaren Kredit umgesetzt. Die Bank verwaltet die Sprache unserer Gesellschaft. Sie versichert jedem seinen Anteil an dieser Sprache, vermittelt ihm die Sprachmächtigkeit in der Verhandlung mit dem anderen. Die Bank gewährt uns die Verbindlichkeit unserer ganz individuellen Möglichkeiten und verspricht uns das uns zustehende Maß, um wieviel wir an der gesellschaftlichen Wirklichkeit teilnehmen können. Die Bank vermittelt jedem den ihm gebührenden Kredit zu seiner gesellschaftlichen Glaubwürdigkeit.

Das Geld als das Maß für den Preis wird hier als Sprache erkannt. Sie ist das Medium, mit dem heute ein gültiger Gesellschaftsvertrag ausgehandelt wird. Teil dieses Gesellschaftsvertrages kann nur werden, was einen Preis hat.

Sprache war noch nie nur der Austausch von Informationen, ein Geben und Nehmen allein oder ein Ausgleich der Konten. Ziel jedes Sprechens ist das gemeinsame Verstehen der am Gespräch Beteiligten. Verständnis, auch wenn es die Erkenntnis sich entgegenstehender Positionen ist, bedeutet die Einigung auf eine im Sprechen gefundene Wertsetzung, die die Verhandlenden aus ihrer zufälligen und arbiträren Position heraushebt und sie einer von ihnen beiden unabhängigen Gültigkeit versichert. Jede Sprache, jedes Mittel aber ist an sich sinnlos. Der Versuch, den Gehalt ihrer Zeichen festzulegen, festzuschreiben oder gar zu verordnen, führt zu einer totalitären Sprache und ermöglicht kein sinnvolles Gespräch. Sinn gründet nicht in der Festlegung. Aber in der Stiftung wird der Sprache der Sinn geschenkt. Diese Stiftung ist jeder Sprache in ihren Mitteln versprochen. Sprache ist der Hauch unseres Atems, die Nennkraft des Wortes, die Melodie unserer Stimme, die Leuchtkraft der Farben, das Liniengeflecht unserer Zeichen. In der Sinnhaftigkeit ihres Scheinens ist der Sprache ihre eigene Gültigkeit versprochen. Sprache begegnet ihrem verbindlichen Ausdruck, ihrem

wahrhaften Sagen dort, wo sie über ihre äußersten Grenzen steigt, und darüber hinaus im scheinbar Unverständlichen, Unaussprechlichen, frei von jedem ihr angetragenen Zweck, sich selbst begegnet.

Diese Begegnung mit der eigenen Unsagbarkeit ist ihre Schönheit. Von der Schönheit her kommt der Sprache das Geschenk wahrhaften Sagens entgegen. Die Schönheit jeder Sprache aber erkennt und würdigt allein das Künstlerische. Unser Gesprochenes spricht dank seiner Dichter. Ihr Sagen findet zur Wirklichkeit des Gesagten. Sie ist also die Voraussetzung zur Verständigung. Diese Übereinkunft, die große Vorstellung vom Frieden beruht schließlich in der nicht aushandelbaren - sondern nur im Geschenk des Werkes, des Kunstwerkes - zu empfangenden Schönheit des Verlautbarten.

Soll also das Geld unsere Sprache sein, so wie es sich heute als jenes Mittel hervortut, welches unsere Verständigung organisiert, muss es sich in lauter Schönheit verwandeln: Die brennende Bank, der stete Rauch über ihrem Dach, ist die Poesie des Geldes. Wie unverbindlich und zufällig, wie unglaublich wären die Möglichkeiten, die uns das Geld verspricht, ohne den Sinn, den das Geld in der eigenen Hinweggabe, im täglichen Opfer an seinen schönen Schein im Feuer und Rauch, sich als Schönheit zum Geschenk machen lässt. Es gab eine Zeit, da die Banken damit begannen, Kunst zu kaufen. Bilder, Skulpturen und Graphiken fanden Einzug in die Eingangshallen, Chefetagen und Büros der Banken. Banken setzten in zunehmender Weise ihr Kapital in Kunst um. Veranschlagtes Ziel dieser Ankäufe war, die Verbindlichkeit der Währung mit Kunst zu decken. Doch die Parallelität zur damals fragwürdig gewordenen Golddeckung wurde bald offenkundig. Erst der hierauf folgende Einzug des Künstlers selbst in die Bank, seine Mitarbeit vor Ort, brachte die angestrebte Verbürgung des Kapitals im Schönen. Das war die Zeit, als die Banken zu rauchen begannen...

Ich bin Künstler. Ich male Bilder. Ich arbeite in einer Bank. Mein Arbeitsraum liegt in der Kassenhalle direkt über dem Tresorraum. Ich habe hier eine Feuerstelle mit vier großen Herdplatten eingerichtet. Durch die Roste kann ich in den darunterliegenden Tresorraum blicken. Jeden Morgen schüre ich das Feuer im Geldspeicher, um meinen Kessel, einen goldgelben Bottich, zu erhitzen. Durch die Schlitz des Rostes glüht dann die rote Glut des verbrennenden Geldes. Sie heizt den Kessel, in dem ich das Wasser - meine Bildsubstanz, die Quelle woraus ich meine Bilder schöpfe - zum Kochen bringe.

Viel Kapital muß ich jeden Morgen verfeuern, um meine Bilder heiß zu machen. Das Erhitzen der Bildflüssigkeit bedarf vorsichtiger Kontrolle, sonst könnte das Werk schon im Beginn misslingen. Mit zwei Thermometern, das eine ist gefüllt mit Essig, das andere mit Quecksilber, überprüfe ich den Hitzegrad meiner Malerei. Die Bank war so entgegenkommend, mir zu erlauben, meine Tiere mitzubringen. Es sind: Ein Fisch, drei Schlangen, sieben Raben, zwei Lämmer, ein Kalb, ein Schuhschnabel und ein Löwe. Jeder Art habe ich einen Platz in den sieben Schaufenstern der Bank zugeteilt. Die stille und genügsame Anwesenheit der Tiere begleitet freundlich meine Arbeit. Die Tiere flüstern mir weise die Wege meines Werkes. Die Tiere und der Künstler fühlen sich wohl in der Bank.

Ich habe die Tiere aus unterschiedlichen Metallen gegossen. Entsprechend der Edelkeit des Metalls, aus dem sie geformt sind, habe ich sie der Reihe nach geordnet. Das unedle Metall steht am Anfang, das edle am Schluss dieser Reihe. Der Fisch ist aus Quecksilber, die Schlangen aus Blei, die sieben Raben sind aus Zinn, die Lämmer aus Silber, das Kalb aus Kupfer, der Schuhschnabel ist aus Eisen und der Löwe ist aus purem Gold.

Während der Arbeit verwandelt sich mein Werk. Es nimmt die Gestalt eines Tierkörpers an und verwandelt sich dann in den nächsten. In einem Reigen von Erscheinungen ist das Werk zuerst ein Fisch, verwandelt sich in drei Schlangen, dann stehen sieben Raben herum, diese nehmen die Form von Lämmern an, das eine stehend, das andere liegend, ein Kalb wird aus den beiden, ein Schuhschnabel steht plötzlich neben mir, und am Ende trägt mein Werk das königliche Antlitz eines Löwen. Meine Kunst ist die Verwandlung. Was ich gesehen habe, verwandelt sich in ein Bild. Was ich berühre, verschwindet und kehrt allein golden nur als Schein zurück. Mein Geschäft sind nicht die handfesten Argumente und auch nicht die klugen Beweise. Ich verführe durch die Schönheit des Scheinens meiner Werke. Meine Bilder sind wie vom Glanz des Goldes abgezogen. Man hat mich in die Bank bestellt, damit ich das hier angehäuften Kapital in meinen Bildern zu Gold verspinne. Und jeden Tag bringt man mir neues Geld, es will kein Ende nehmen. Stumpfes Metall, das müde Knistern der Geldscheine, endlose Listen mit unanschaulichen Bilanzen verspinne ich zu goldenen Fäden.

Sind wir, die Künstler und die Bankiers, uns nicht sehr ähnlich? Wechsler, Geldvermehrter, Goldmacher, schillernde Spekulanten des Scheins. Scharlatane gar? Verführer durch das Versprechen verwunderlicher Vermehrung? Beide malen wir an den Bildern von glücklicherer Zeit. Wir sind die Zauberer des Scheins. Die Schöpfer und Verwalter der verbindlichen Werte unserer Zeit. Das

Wasser in meinem Kessel ist heiß geworden. Die Thermometer zeigen an, dass die Bildsubstanz in Dampfform übergegangen ist. Ich lasse den Dampf über einen Vorlauf aus dem Kessel entweichen. Ein Röhrensystem leitet den Dampf zu den Tieren, die untereinander durch Röhren verbunden sind. Der Dampf strömt durch die Tiere hindurch und wird am Ende der Kette über einen Rücklauf in das vasenförmige Kondensgefäß geleitet. Von dort gelangt das Kondenswasser wieder in den Heizkessel und wird erneut in Dampf umgewandelt.

Die Tierkörper habe ich als Heizkörper ausgebildet. Meine Tiere heizen die Bank. Der heiße Dampf erwärmt die metallenen Tierkörper von ihren Eingeweiden her. Entsprechend der spezifischen Leitfähigkeit der Metalle, strahlen die Tierkörper je eine eigene Qualität von Wärme ab und erfüllen die Halle der Bank mit dieser vielgestaltigen Wärme. Es sind des Künstlers Bilder, die die Bank wärmen. Heiß sind seine Bilder. Rätseltief verschenken sie sich in vertrauensstiftender Wärme. Im Geld, als dem Stoff aus dem er seine Bilder formt, hat der Künstler ein Material gefunden, um die sich immer wieder aufs neue verschließende Welt in weiten und tiefen Bildern zu öffnen. Jetzt sind die Zeiten vorbei, da sich das Kapital neue Märkte erschließen musste. Jetzt eröffnet es sich in Bildern unermessliche Räume für seine Aufgaben. In den Bildern gewinnt das Kapital nie geahnte Zonen und verschenkt sich ihnen mit seinem goldenen Sinn.

Der Künstler tut in seinen Bildern einen Raum auf. Er reißt die geschlossene Fläche der Leinwand mit seinem Stift auf. Mit Zauberhand öffnet er die Tür zu den Räumen unserer Vorstellungen und macht sie in unserer Schau zur Wirklichkeit. Bilder malend, verbindet er die Tiefe des entworfenen Bildraumes mit der Wirklichkeit, aus der wir diese Bildräume bisher nur in ihrem Scheinen erahnten. Der Künstler öffnet die Schranke zwischen unserem Sein und unserem Scheinen. Er verbindet unsere elenden Bedingungen mit ihren versprochenen Möglichkeiten. Er erlöst zwei Medien, zwei Wirklichkeiten, die bisher unverträglich und undurchdringlich gegeneinanderstanden, aus ihrem Widerspruch. Er hält seine Hand über die Schwelle, das Bild, das sie trennt, und mit einem Mal ist die Schwelle überschreitbar. »Die neuen Märkte für das Kapital stehen in den Bildern offen«, sagt der Künstler. »In die Räume der Bilder müsst Ihr investieren, hier ist der Ort unserer zukünftigen Prosperität.«

Die heute weltumspannende Marktwirtschaft zeigte sich mit Vernunft anpassungsfähig. Am Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie sozial und in jüngster Vergangenheit ist sie die ökologisch soziale Marktwirtschaft geworden. Die Maßgabe für den Schutz und die Pflege der Menschenwürde, auch unter dem Gesetz des Handels, die soziale Verträglichkeit des Marktes, orientiert sich am Menschenbild. Die Maßgabe für den fürsorglichen Umgang mit der Natur ist in unserem Naturbild verbürgt. Soziale Verantwortung und dienender Umgang mit der Natur sind in Bildern, und nur in Bildern - die wir von der Natur und dem Menschen haben - , verwahrt. Bedenken Sie, diese Bilder können wir nicht machen. Sie sind für uns in ihrer Schönheit nur ein Geschenk und nur in der Schönheit gültig. Dieses Geschenk schenken kann nur das Werk. Schönheit ist gültig nur im Werk, im Kunstwerk.

Das Werk ist die Gabe des Schöpferischen. Die Maßgabe für den sozial wie den ökologisch verantwortlichen Umgang in der Marktwirtschaft setzt das Künstlerische. Die Einheit für diese Maßgabe ist das Geld. Die Entscheidung, dem Künstler in der Bank das Geld zu überlassen, zeigt zum erneuten Mal die Vernunft der Handelnden. Denn wie gezeigt ist das Geld bei den Künstlern in den besten Händen. Ich habe Gefäße mit in die Bank gebracht. Darin messe ich die Tiefe meiner Bilder, die Bildtiefe, die Tiefe ihres Sinns. Auf den Stufen zum Herd hinauf sind sie aufgestellt. Als zarte Silhouetten kann man sie in den Fensterscheiben erkennen. Der Blick von außen schließt in jedem Gefäß ein Tier ein, als wäre es darin eingefangen. Mit den Gefäßen schöpfe ich die Bilder, gieße ein und gieße um, von einem Gefäß ins andere. Siebenfach ist die Verwandlung der Bilder von ihrem Anfang bis zu ihrer Vollendung.

Unsere allerersten Vorfahren versorgten sich mit soviel Nahrung, wie sie für ihren täglichen Bedarf benötigten. Erst das Erlebnis der Schuld am Töten des Tieres für die eigene Nahrung führte zur Mehrproduktion. Jenes, was darüber hinaus erlegt, getötet wurde, diente zur Besänftigung des Zornes der Götter, ob diesem Mord, und die Götter wurden im Opfer dieser mehr als nötig erlegten Tiere mit in die Verantwortung des Tötens genommen. Das Überschreiten einträglichen Zusammenlebens mit der Natur bis zu deren Ausbeutung gründet in einem Pfand, das man den Göttern für einen Bund angeboten hatte. Versichert wurde dieses Pfand im Bild des Opfers. Die Ware, womit wir heute gedankenlos verhandeln, beziehungsweise ihr Preis, ist von seinem Grunde her das Eingeständnis einer großen Schuld und das an ein Bild abgegebene Vertrauen, von dieser Schuld erlöst zu werden.

Ich schüre meinen Ofen. Die Hitze in der Bank wird größer. Die in den Schalen eingeschlossenen Tiere schmelzen. Sie verbrennen in der Hitze des glühenden Kapitals. Ich achte mit Hilfe der Thermometer darauf, dass die Hitze während zweier Stunden konstant bleibt. In der Bank ist es jetzt sehr warm geworden. Der Rauch über den Dächern der Stadt verdeckt schon die Sonne. Die Tiere brennen. Das heiße Tierfell und die bei der Verbrennung anfallende Asche verbinden sich. Aus dem Bottich gebe ich Wasser zu. Der Sud verkocht jetzt in den Schalen zu einer gallertigen Masse. Nach zwei Stunden wird das Feuer im Ofen gelöscht. Die Gallerte kühlt ab und gerinnt zur Seife. Das Kapital ist 7111' Seife verkocht, die gelblich, weißlich und manchmal sogar rötlich ist. Sowie die Seifenmasse ausgehärtet ist, zerschlage ich die gläsernen Gussformen und löse die Seifenblöcke vorsichtig heraus. Gut sichtbar für jedermann werden sie dann in der Mitte der Kassenhalle aufgestellt.

Der Künstler wurde in die Bank bestellt, um die verlorene Verbindlichkeit unseres Sagens und Verhandeln in den Bildern, in ihrem Scheinen, als Schönheit zurückzuholen. Was ist ein Bild? »Ich werde es Euch sagen«, sagt der Künstler: »Ist es ein Ding, oder weniger noch als ein Hauch? Es ist beides und keines von beiden zugleich. Hab ich es zwar gemacht, so entzieht es sich mir ganz in seinem Scheinen. Das Bild verschenkt sein Vorhandensein an die Schönheit seines Scheinens. Sein Wesen ist die Schwelle zwischen seinem Vorhandensein und seiner Bedeutung. Es ist die Grenze zwischen Sein und Scheinen.« Manch Stumpfer glaubt, das Bild wäre die Trennung zwischen der Bedingtheit unseres Seins und unserer Hoffnung. Der Künstler hat es als die Verbindung von beiden erkannt.

Stellen Sie sich vor: Ich gieße Wasser in ein Gefäß. Danach gieße ich eine gleiche Menge Öl darüber. Nach einer Weile steigt das goldschimmernde Öl nach oben und trennt sich mit einer Grenze vom Wasser. Im Glas können wir jetzt Wasser und Öl, zwei Wirklichkeiten, die keine Verbindung miteinander eingehen mögen, betrachten. Ein winziger Tropfen Seife reicht aus, um die beiden sich widerstrebenden Medien miteinander zu verbinden. Öl und Wasser verbinden sich jetzt zu einer Emulsion. Die Seife ist ihr Emulgator. Emulsionen sind die Ausgangsbasis für die vermalbaren Farben. In der Malemulsion, in dieser Verbindung, ist bereits die Bestimmung der Malerei selbst verwahrt.

Malerei emulgiert unsere Wirklichkeit mit den genaueren Möglichkeiten, die wir uns von ihr machen. Malerei öffnet die Grenzen zwischen Sein und Scheinen und versammelt den möglichen Übertritt von einem zum anderen in sich. Malerei ist die aufzeigbare Schwelle und kein lediglich metaphorischer Ort des Übertritts in die Transzendenz. Malerei ist der Schlüssel, das Elixier, das Geheimnis der Wandlung. Wie das Beispiel der Seife zeigt, die zwei Medien miteinander verbinden kann, erschließt die Malerei unsere Wirklichkeit dem Schein ihrer Bestimmung.

Der Künstler hat sein großes Werk vollbracht. Er hat das Kapital in die reine Bildsubstanz umgeschmolzen. Hier stehen die riesigen Seifenblöcke, Möglichkeiten unendlich vieler Bilder. Die Seife ist der pure Stoff, aus dem die Bilder sind. Die Bilder sind für uns der verbliebene Ort der Schönheit. Das Kapital ist schön geworden. Und es duftet ... doch.

Erstveröffentlichung in: Thomas Huber, "Der Duft des Geldes", Verlag Jürgen Häusser, Darmstadt 1992

Folgende Veröffentlichung besitzt ein Nachwort und eine Nachlese, die hier nicht erwähnt sind:

Die Bank - eine Wertvorstellung. Schriftliche Niederlegung einer Rede zur ästhetischen Ökonomie anlässlich der Präsentation des Projektes "Die Bank - eine Wertvorstellung" im Museum für moderne Kunst Frankfurt/M., Galerie Philomene Magers, Bonn 1991

Kunstkanal RTL plus: „**Wie das Kapital in Seife umgeschmolzen wird**“, aufgenommen im Atelier in Mettmann, 1989, Ein Originalbeitrag, 13 Minuten